

BLACK SABBATH IN HALL HEUTE VOR 50 JAHREN TRAT DIE BAND IN DER JOHANNITERKIRCHE AUF

Angehende Weltstars in der Nische

Rockmusik Erstmals in dieser Zeitung: Lothar Schifflers Bilder von Black Sabbath in der Johanniterkirche.

Schwäbisch Hall. Der Begriff Heavy Metal war noch gar nicht erfunden. So hieß es denn auch in der Ausgabe des Haller Tagblatts vom 20. Dezember 1969, der Club Alpha 60 würde bei seinem Konzert in der Johanniterkirche mit Black Sabbath eine Band präsentieren, die „harten englischen Underground-Rock und -Blues“ spiele. Dass aus dieser Band einmal eine der bekanntesten Formationen der Rockgeschichte erwachsen würde, ahnte in Schwäbisch Hall wohl niemand. Einen Nachbericht des Konzertes gibt es nicht, auch Fotodokumente sind nicht bekannt.

Allerdings sind nun Fotografien aufgetaucht, die der Münchner Fotograf Lothar Schiffler vor dem Konzert in der Johanniterkirche anfertigte. Veröffentlicht wurden diese Aufnahmen bisher erst einmal, von einer breiteren Öffentlichkeit unbemerkt im Mai 2017 in der Fachzeitschrift „Eclipsed“. Zum 50. Jahrestag des Konzerts zeigen wir eine der Fotografien im Großformat.

Schiffler hatte die Band damals auf ihrer allerersten Deutschland-Tour begleitet. Osbourne, Iommi, Butler und Ward spielten in Göppingen, Schorndorf und eben Schwäbisch Hall. Wenige Monate später waren sie weltberühmt. *Holger Ströbel*



So sieht die Nische, in der die Musiker von Black Sabbath posierten, heute aus. In der Sammlung Würth sind in der Johanniterkirche seit 2008 die Alten Meister ausgestellt. Neben moderner Kunst sind in der Nische „Der tote Christus im Grabe aus Schiffsandstein“ und der „Schlafende Grabwächter“ zu sehen. Beide gehörten zur Heiligrab-Gruppe von 1450.



Mit verschränkten Oberarmen in der Haller Johanniterkirche (von links) Geezer Butler, Bill Ward, Tony Iommi und Ozzy Osbourne.

Interview

„Das Licht war miserabel“

Herr Schiffler, erinnern Sie sich noch gut an das Konzert von Black Sabbath in Hall?
Lothar Schiffler: Wenn ich ehrlich bin, erinnere ich mich an das Konzert selbst nicht mehr im Detail, an die Fotoaufnahmen aber schon.

Erzählen Sie doch mal ...
Ich habe die Kirche gesehen und gleich gewusst, dass das die richtige Szenerie für diese Musik ist. Es ist ja fast eine Frühform von Gothic Rock, und dann steht da dieser gotische Bogen ... Die Band war auch gleich begeistert dabei, sie hatte ihren Spaß und machte Faxen. Zum Glück hatte ich ein paar Lampen dabei. Fotografiert habe ich mit meiner Rolaflex.

Vom Auftritt gibt es keine Bilder?
Nein, das Licht in der Kirche war einfach miserabel, das wäre nichts geworden.

Wie kam es überhaupt zu den Auftritten in der süddeutschen Provinz?
Ole Krauter, ein Freund von mir, hatte die Band in Birmingham gesehen, da hieß sie noch Earth. Irgendwie landete die Band dann in der Schweiz und fragte von dort aus an, ob sie nicht auf dem Weg zurück noch ein paar Konzerte in Deutschland dranhängen könnte. Ich glaube, sie hatten ihre schmale Gage da schon komplett aufgebraucht und Ole hat ihnen sogar Benzin gebracht, damit sie weiterfahren konnten.

Hätten Sie damals vermutet, dass Black Sabbath eine solche Karriere hinlegen würden?
Wir haben zumindest gespürt, dass das eine grandios gute Band ist, die eine Musik spielt, die man so noch nicht kannte. Insofern hat es mich nicht verwundert.

Sind Sie Black Sabbath später noch mal begegnet?
Nein. Ihre Karriere ging ja dann durch die Decke. Ein paar Monate später war ich in Los Angeles unterwegs, da hing bereits ein riesiges Plakat von ihnen am Sunset Boulevard, das auf ihren Auftritt in der Hollywood Bowl hinwies. So schnell ging das.
Die Fragen stellte Holger Ströbel

Info Lothar Schiffler stammt aus Schorndorf, lebt aber heute in München. Er ist als freiberuflicher Fotograf tätig. Derzeit arbeitet er an einem immerwährenden Kalender namens „50 Years after“ mit seinen besten Rock- und Jazz-Fotos. Das Titelblatt ziert eine der Aufnahmen von Black Sabbath in Hall. Interessenten können sich via Homepage (www.lothar-schiffler.de/fineart) an den Fotografen wenden.

so GEZÄHLT

600

Deutsche Mark soll die Gage betragen haben, die der Club Alpha 60 an Black Sabbath für den Auftritt in der Schwäbisch Haller Johanniterkirche bezahlt hat. Zum Vergleich: Laut der Fachzeitschrift Metal Hammer verbuchten Black Sabbath bei ihrem Auftritt in Brooklyn im März 2014 1,245 Millionen Euro.

Die Könige des Heavy Metal

Schwäbisch Hall. Dass diese „vier verwegenen aussehenden Gestalten mit mächtigen Haarmähnen“, wie es Christoph Wagner in seinem Buch „Träume aus dem Untergrund“ beschreibt, einmal Rockgeschichte schreiben würden, konnte im Dezember 1969 noch niemand wissen. Doch so kam es: Black Sabbath gelten als Mitbegründer des Heavy Metal. Ihre Kunst übt bis heute beträchtlichen Einfluss auf das Genre aus. Bis Ende der 1970er-Jahre waren Black Sabbath in Originalbesetzung unterwegs, danach zersplitterte die Band. Ozzy Osbourne machte in den 1980er-Jahren solo Karriere, später erlangte er durch die Reality-Show „The Osbournes“ zusätzlichen Ruhm. Im Lauf ihrer Karriere verkauften Black Sabbath millionenfach Platten. Zu ihren größten Hits gehören die Songs „Paranoid“, „Iron Man“ und „War Pigs“, aber auch die Ballade „Changes“. Ihr Comeback-Album „13“, das im Jahr 2013 erschien und von Rick Rubin produziert wurde, erreichte weltweit in vielen Ländern den ersten Platz der Charts, unter anderem auch in Deutschland. Ihr finales Konzert spielte die Band im Februar 2017 in ihrer Heimatstadt Birmingham. *hs*



Noch einmal in Originalbesetzung

So groß sind die Unterschiede zu 1969 gar nicht: Bei der Reunion von Black Sabbath im Jahr 2011 tragen Tony Iommi und Geezer Butler immer noch Schnauzbart und lange Haare. Ozzy Osbourne hatte sich in den Jahren zuvor sowieso zu einer Ikone der Rockgeschichte entwickelt. Nur Schlagzeuger Bill Ward (hinten links) würden auf der Straße wohl nur die wenigsten Fans erkennen. *Foto: Archiv*



Hippies im Ländle

Mehr zur Rockmusik im Südwesten ist zu erfahren in „Träume aus dem Untergrund“ von Christoph Wagner, erschienen im Silberburg-Verlag.

Mit Klarheit und Würde

„Eine Frau“ von Annie Ernaux – 1993 erstmals auf Deutsch erschienen und jetzt neu übersetzt – beginnt nüchtern wie ein Protokoll: „Meine Mutter ist gestorben, am Montag, den 7. April, im Altersheim des Krankenhauses von Pontoise, in dem ich sie vor zwei Jahren untergebracht habe. Der Pfleger sagte am Telefon: ‚Ihre Mutter ist heute Morgen nach dem Frühstück von uns gegangen.‘ Das war gegen zehn Uhr.“

Ihr Buch über die Mutter sei keine Biografie und kein Roman, eher etwas zwischen Literatur, Soziologie und Geschichtsschreibung, stellt Ernaux fest. Es ist ein karger, unaufgeregt und doch mitfühlender Ton, der auch die anderen Bücher der 1940 geborenen französischen Autorin so faszinierend macht; ein vielleicht schützender Klang, hinter dem die Trauer nur umso massiver aufragt. „Eine Frau“ vertraut einer Poesie der Reduktion.

Die Tochter verabschiedet darin die Mutter, die Beerdigung ist ein Ritual, an dem man sich festhält und das doch die Verstörung nicht beseitigen kann. „Jetzt war wirklich alles vorbei.“ Alles vorbei, das bedeutet, dass die enge und doch konfliktreiche Beziehung zwischen Mutter und Tochter nun nur noch in der Imagination besteht. Sie kann sich nicht mehr körperlich, nicht mehr im Gespräch erneuern. Die Brücke in die Welt, aus der Annie Ernaux stammt, ist unbegleitet geworden. Nur in der Erinnerung, im Schreiben lässt sie sich noch betreten. „Vielleicht sollte ich warten, bis ihre Krankheit und ihr Tod Teil meiner Vergangenheit geworden sind, so wie andere Ereignisse auch, der Tod meines Vaters und die Trennung von meinem Mann, damit ich den Abstand gewinne, der die Analyse der Erinnerungen erleichtert. Doch im Moment kann ich ohnehin nichts anderes tun, als über sie zu schreiben.“

Geschichte der Mutter

Das tut Annie Ernaux – mit einer Klarheit und Würde, die sowohl der Geschichte der Mutter gerecht werden will, ihren Träumen, ihren Entbehrungen, als auch der immer wieder zweifelnden Sicht der Tochter auf diese Frau. Aus kleinsten Verhältnissen hatte sie sich in ein Angestelltenmilieu hinaufgearbeitet und Annie dabei die Freiheit gewährt, über die Bildung in eine andere Schicht aufzusteigen, die dabei entstehende Kluft zwischen beiden zugleich in Kauf nehmend und bedauernd. Die Entfernung zwischen den Frauen, die Strenge der Mutter, ihre Sehnsucht und ihre Wut, ihre Begeisterung und ihre Abwehr – all das fließt ein in einen Text, der nicht nur den endgültigen Abschied vom Kindsein besiegelt, sondern auch die Fragen nach Herkunft noch einmal neu stellt.

Fremdmachen, um Nähe herzustellen: Das ist die große Kunst der in den letzten Jahren auch hierzulande zu entdeckenden Annie Ernaux. Nicht einmal 90 Seiten braucht sie, um dieses Leben zu beschreiben, ein einfaches Leben, ein gemeinhin vielleicht nicht einmal als literaturfähig geltendes Leben. Genau das aber ist es – der Literatur wert: „Eine Frau“ ist ein Buch ohne Gattungsbezeichnung, hochpoetisch, konzentriert, voller Empathie, sozialer Hellsicht und Sprengkraft.

Ulrich Rüdener



Annie Ernaux: Eine Frau. Übersetzt von Sonja Finck. Suhrkamp Verlag, 90 Seiten, 18 Euro.



Bildband

Schneeballschlacht mit Ozzy

In seinem Buch „Träume aus dem Untergrund“ schildert der Autor Christoph Wagner, wie Rockmusik in den 60er und 70er Jahren Baden-Württemberg veränderte, wie sich junge Menschen über die Musik neu definierten, welches Protestpotenzial die Konzerte hatten. Vor allem auf dem flachen Land, wo Jugendzentren, Clubs, alternative Konzertorte eröffneten – wie etwa die Manufaktur in Schorndorf, die einer mit umtrieb, der heute das Theaterhaus Stuttgart leitet: Werner Schretzmeier.

Jetzt legt Wagner einen wunderbaren Bildband nach: „Der Süden dreht auf“ (Silberburg-Verlag, 191 Seiten, 29.99 Euro) Er enthält echte Preziosen, etwa Fotos von Lothar Schiffler, der damals der Hausfotograf des Schorndorfer Clubs war. Er dokumentierte nicht nur das erste Deutschland-Konzert von Black Sabbath am 20. Dezember 1969, sondern auch eine Schneeballschlacht mit Ozzy Osbourne (Foto) am Tag danach auf dem Friedhof des Klosters Adelberg.

Foto: Lothar Schiffler

Obama ermittelt

Satire, sehr real: In seinem Krimi „Hope Never Dies“ macht der amerikanische Komiker Andrew Shaffer den Ex-Präsidenten und dessen Vize Joe Biden zu Privatdetektiven. Von Helmut Pusch

Was machen eigentlich amerikanische Präsidenten und ihre Stellvertreter, wenn sie sich nach zwei Amtsperioden nicht mehr zur Wahl stellen dürfen? Bill Clinton hat sich zum Beispiel mit dem Bestsellerautor James Patterson zusammengetan und den Thriller „The President Is Missing“ geschrieben. Clintons Vize und Friedensnobelpreisträger Al Gore ist mit seinen Sachbüchern zum Umweltschutz sowieso schon längst ein Bestsellerlieferant.

Und Barack Obama und Joe Biden? Die bilden ein privates Ermittlerteam – aber nur in der Fiktion des US-Autors und Humoristen David Shaffer. In den Vereinigten Staaten ist schon der zweite Teil „Hope Rides Again“ in den Buchcharts platziert, jetzt liegt der erste Teil „Hope Never Dies“ (Die Hoffnung stirbt nie) in deutscher Übersetzung vor. Und dieser Krimi ist ein Riesenspaß – gerade weil er nicht zu dick aufträgt.

Joe Biden ist sauer, weil sich Barack Obama nach ihrer gemeinsamen Amtszeit nicht mehr meldet und offensichtlich lieber mit irgendwelchen Milliardären Kitesurfen geht. Doch dann taucht Obama auf, nachts im Garten von Bidens Villa, eine Zigarette rauchend. Das hat der ehemalige Präsident schon seit Jahren nicht mehr getan. Obama überbringt Biden denn auch eine schlechte Nachricht. Der Amtrak-Zugschaffner Finn Donnelly, ein Freund Bidens, der seit Jahrzehnten von seinem Wohnort Wil-



US-Autor Andrew Shaffer. Foto: Droemer

Eine altgediente Beziehung, deren Rollen Amerika bestens kennt.

mington nach Washington pendelt, wurde von einem Zug überrollt. Der alte Mann sei mit Drogen vollgepumpt gewesen.

Aber weil man auch noch die ausgedruckte Privat-Adresse Bidens bei Don-

nelly findet, schaltet sich der Secret Service ein, und zu dem hat Bidens alter Chef immer noch beste Kontakte. „Amtrak Joe“, wie Biden in den USA wegen seiner regen Bahnfahrerei und seiner freimütigen Unterstützung für die Bahngesellschaft genannt wird, findet das alles verdächtig: Sein Freund nahm keine Drogen, trank nicht mal Alkohol. Was steckt hinter der ganzen Angelegenheit? Was wollte Donnelly von Biden? Brauchte er Hilfe?

Und schon ist das expräsidentale Duo dabei, diesen Fall aufzuklären – als Ermittler, aber auch als eine altgediente Zweierbeziehung, deren Rollen ganz Amerika bestens kennt. Auf der einen Seite der professorale und charismatische Schlawmeier Obama, der seinem Buddy Joe gerne mal auf den einen oder anderen Logikfehler hinweist und zwischendurch tief über Umweltschutz, Körperfett und Gewaltenteilung referiert. Auf der anderen Seite steht der hemdsärmelige Polit-Veteran Biden, der 1973 mit 29 Jahren schon für den Bundesstaat Delaware in den US-Senat einzog, fünf mal wiedergewählt wurde und den unerfahrenen demokratischen Hoffnungsträger und späteren Präsidenten in aller Öffentlichkeit gemäßregelt hatte – aber schon bald zu dessen loyalstem Gefolgsmann wurde.

Wie Andrew Shaffer, der die Schreibschule von The Second City absolviert hat, einem Chicagoer Improvisationstheater, das solche Comedy-Stars wie Dan Aykroyd, John Belushi, John Candy, Bill

Murray oder Stephen Colbert hervorgebracht hat, das alles beschreibt, ist herrlich abstrus. Es ist aber auch eine Geschichte, die als Krimi funktioniert, der die aktuelle Opioid-Krise in den Vereinigten Staaten behandelt. Das Buch enthält wunderbar komische Momente – wenn etwa Obama eine Horde Biker, die Joe Biden eingekreist haben, mit einer Schrotflinte in Schach hält. Die sind aber wenig beeindruckt von dem bewaffneten Ex-Präsidenten. Erst als Jo Biden ihnen zuruft, dass dieser Mann Osama bin Laden zur Strecke gebracht habe, zeigen die Rocker Respekt.

Und der aktuelle Präsident Donald Trump? Der kommt auch vor, aber nur ganz am Rande, als einer, der gerne lautstark provoziert, um im Schatten der darauf folgenden intensiven Debatte darüber in aller Ruhe das Land zu demonstrieren. Also doch nicht alles Satire und Fiktion. Und Joe Biden soll's auch in der Realität richten. Schließlich hat er nicht nur im Buch seine Kandidatur für die Wahl 2020 angekündigt. Merke: Die Hoffnung stirbt nie.



Andrew Shaffer: Hope Never Dies. Übersetzt von Eva Bonné. Droemer Knauer, 320 Seiten, 14,99 Euro.

Ausgelesen

Der Horror der Kleinstadt

Nach zwölf Jahren kehrt Nina in eine Kleinstadt bei Wien zurück – zu ihrer alten Clique, die nur noch aus Tobias und ihrer ehemals besten Freundin Melanie besteht. „Worüber wir schweigen“ (Emons, 320 Seiten, 20 Euro) heißt der zweite Thriller von Michaela Kastel. Worüber darin geschwiegen wird, woran offensichtlich auch die Feundschaft des Trios zerbrochen ist, serviert die Autorin dem Leser scheibenweise auf zwei Zeitebenen. Eine Hauptrolle spielt im Rückblick Dominik, der ältere Bruder von Tobias, der vor zwölf Jahren von einem Zug getötet wurde. Wie kam es dazu? Das will die zurückgekehrte Nina nun aufklären. Und entdeckt den Horror eines österreichischen Dorfes, wo jeder, auch in der Generation der Eltern, mit ganz eigenen egoistischen Motiven das Geschehen vorantreibt. Und wie es sich für einen guten Thriller geziemt: Am Ende war doch alles ganz anders.

hep

Theater in der Provinz

Ein Regisseur, der seine besten Jahre hinter sich hat, der altmodisch auf Werktreue pocht, aber am Stadttheater von Jungdynamikern ausgestochen wird, die ein Stück zerhacken – Hauptsache, das Großfeuilleton feiert die Tat. Ein Kritiker, der beim Kulturamtschef intrigiert, weil er Intendant werden wird. Und so weiter: Sven-Eric Bechtolfs kolportagehafter Roman „Nichts bleibt so, wie es wird“ (Haymon, 400 Seiten, 22.90 Euro) trieft vor Klischees. Und die Handlung führt abenteuerlich auch noch ins Mafia-Milieu. Aber: Bechtolf, der auch als Schauspieler in vielen TV-Krimis zu sehen war, ist selbst Regisseur. Er hat einen großen Namen, inszeniert Oper und Schauspiel, war 2015/2016 künstlerischer Leiter der Salzburger Festspiele. Bechtolf (62) schreibt nun über einen Herwig Burchard (63), der in der Provinz einer Sinnkrise erliegt. Das muss kein Schlüsselroman sein, aber Theaterkluges enthält er allemal.

jük



Radar

In Ruhe sterben

Keiths Probleme im Jenseits“, heißt das Buch. Eine Neuerscheinung von Linus Reichlin, die von einer einfachen Annahme ausgeht. Keith Richards, der Gitarrist der Stones, ist unsterblich. Der Autor stellt sich jedenfalls vor, wie es wäre, wenn der Gitarrengott nie vom Zeitlichen gesegnet wird. Leute, hört endlich auf, will man dazwischenrufen. Ihr praktiziert einen solchen Stones-Kult, dass die Stalker Oberwasser bekommen. Jetzt darf der arme Keith nicht einmal sterben, obwohl er für einen echten Rock’n’Roller schon viel zu lange lebt. Guckt Euch doch nur mal diese Schildkrötenhaut an. Keith und die anderen, die an ihrem Scheinblütenleben kleben, versauen noch den ganzen selbstzelebrierten Jugendkult. Schaut Euch die Hall of Fame an: Genug der Stein gewordenen Geschmacksverirrung. Leute, haltet Abstand, lasst ihnen die Gnade der Sterblichkeit. (no)

Die Kunst der Deutung

Preis für Da Capo als Coverband

Winterbach/Schorndorf. Zwischen Imitation und Interpretation. Die Band Da Capo aus Winterbach und Schorndorf ist vom „Deutschen Rock & Pop Musikerverband“ mit dem dritten Platz in der Kategorie „Beste Cover-/Re-



Die Band Da Capo. Foto: Da Capo

vivalband 2019“ ausgezeichnet worden. Die Band hat die Auszeichnung am 14. Dezember in der Siegerlandhalle in Siegen entgegengenommen. Das Kulturfestival des „Deutschen Rock- und Pop Musikerverbands“ ist der deutschlandweit älteste und erfolgreichste, gemeinnützige Nachwuchspreis im Gesamtbereich der Rock- und Popmusik, heißt es in der Pressemitteilung des Verbandes.

Die Band ist sehr stolz auf diesen Platz. „Wir haben uns über die Nominierung und den dritten Platz sehr gefreut.“ Dieses Preisverfahren sei eine interessante und neue Erfahrung, heißt es weiter.

Damit muss es weitergehen. Und es wird. Mit neuem Schwung, verspricht Da Capo. Die Band liefert gleich eine Selbstbeschreibung mit. Den Party-Einheitsbrei mag sie nicht. Lieber Reisen durch die Musikgeschichte. Gleichwohl, wenn es denn sein soll, heißt es bei den Auftritten: „Wir spielen für Sie“, und dazu habe die Formation „alle erforderlichen musikalischen Zutaten im Gepäck“. Das Repertoire der Band ist bunt gemischt und beinhaltet sowohl moderne Rock- und Popmusik als auch Schlager, Oldies aus den 60er, 70er und 80er Jahren oder auch knackige, aktuelle Partymusik sowie Titel aus den Charts. Eine Band für fast alle Generationen und Geschmäcker. Aber eben kein Einheitsbrei. Und das gab es jetzt amtlich vom Verband.

Max Greger jr im Ochsen

Kernen: Es ist nicht das erste Konzert im Remstal. Max Greger Junior, ein Freund des Jazz und des Bigband-Sounds, kam schon im Auftrag des Jazzclubs Armer Konrad an die Gestade der Rems. Jetzt aber ist die Band, das Max Greger jr. Quartett, gebucht für Freitag 24. Januar. Und zwar vom Stettener Landgasthof „Ochsen“ auf Vermittlung von Hartwig Thiele, der auch immer wieder Auftritte von Ralf Illenberger im Remstal organisierte. Thiele hörte die Band zuletzt im Bix und war hin und weg. Aktuell besteht das Quartett aus Max Greger jr. Klavier/Orgel B3; Eva Laetizia Padilla, Vocals; Mini Schulz, Kontrabass und Meinhard Obi Jenne, Schlagzeug. Greger Junior kommt bald seinem Vater nahe. 1970 sprang er für einen erkrankten Pianisten der Bigband seines Vaters ein.



Ozzy Osbourne, der Fürst der Finsternis von Black Sabbath, macht den Engel im Schnee. Man schaue auf die blasse Hand im Vordergrund. Hernach, am 20. Dezember, 1969, ging es in den Keller der Manufaktur. Kon-zert geben, Gage verdienen. Foto: Lothar Schiffler

Ozzy Osbourne, der Todesengel

Der Miedelsbacher Fotograf Lothar Schiffler erinnert sich, wie er Black Sabbath auf den Adelberger Friedhof verschleppte

Von unserem Redaktionsmitglied Jörg Nolle

Schorndorf/Adelberg. Der Fürst der Finsternis ist noch nicht bereit, sich ins Grab zu legen. Obwohl es im Leben des Ozzy Osbourne so exzessiv zugeht, dass er mit 70 Jahren zu den Todgeweihten zu zählen ist. Ganze Männer neben ihm hat es schließlich schon mit 27 dahingerafft. Sex, Drugs und Rock’n’Roll fordern Opfer. Osbourne hat jetzt jüngst eine Single un- ters immer wartende Volk geworfen. „Un- der the Graveyard“. So, als ob es schon ans Probeliegen geht. Der singende Priester von Black Sabbath geht indes nochmals auf Tour. In die Manufaktur kommt er nicht, Schorndorf würde unter dem Ansturm der Ozzy-Fans zusammenbrechen. So müssen wir uns hier trösten mit alten Geschichten. Sie sind aber zu gut, um in den Orkus des Vergessens geworfen zu werden. Wir werden sehen, dass dem Prinz der Dun- kelheit damals schon das nekrophile Hän- dchen zuckte. Er machte am 20. Dezember 1969 das Todesengelchen im Schnee oben in der Klosteranlage in Adelberg, im kleinen Friedhof der Ulrichskapelle. Abends ging es dann in den Keller der alten Manufaktur. Ein Konzert. Von einer Band, Black Sab- bath, die damals noch keine Toten aufzuwe- cken wusste. Weil weitgehend unbekannt. Zeitzeugen sollen hier aufgeboten wer-

den, sonst glaubt das einem wieder keiner.

Lothar Schiffler, damals Hausfotograf des Clubs, gelang es, die Engländer am Nachmittag zu einem Fototermin auf dem Friedhof des Klosters Adelberg zu bewegen. Das morbide Ambiente schien dem jungen Fotografen die ideale Umgebung für ein paar Schnappschüsse von der Rockband zu sein, die in ihren Songs ja oft okkulte Themen besang. Es war kalt und der Schnee lag mehr als knöcheltief, doch die Musiker waren mit Begeisterung bei der Sache. „Ich schoss Fotos von der Band zwischen den Grab- steinen und dem Kloster als Hintergrund“, erinnert sich Schiffler. „Ozzy Osbourne er- wies sich als der Exzentrischste von allen. Er warf sich in den Schnee und machte ei- nen Engel. Die waren sehr locker drauf und für jeden Blödsinn zu haben“. Selbst eine Schneeballschlacht zettelte Ozzy an, der dabei einiges abbekam.



Lothar Schiffler damals, Schiffler heute.



So beschreibt es Christoph Wagner in sei- nem Buch zu 50 Jahre Manufaktur, was auch schon wieder zwei Jahre her ist.

Schiffler, aufgewachsen in Miedelsbach, lebt seit Urzeiten in München. Hat dort auch studiert. Was aber in diesen Zeiten hieß, dass er am Wochenende immer wieder heimfuhr. Weil, wie er heute sagt, in Schorndorf einfach mehr los war als in München. So bekam er die Stars vor die Linse, von denen noch keiner wusste, dass sie bald ins Un- erreichbare ab- schwirren. Er habe da noch, sagt Schiffler am Telefon, ein Blatt mit Gekritzel drauf von Ozzy Os- bourne. Eines Tages, sagt der Fotograf, auch schon 72 Jahre jung, werde er es für eine Million Pfund bei Sotheby’s ver- steigern. Nur so mal nebenbei erzählt. Schiffler gehört deshalb nicht zu den ver- briefften Gründungsmitgliedern der Manu- faktur, weil er noch zu jung war für eine Unterschrift. Um einen Verein zu gründen brauchte es damals 21-Jährige. Dass der junge Mann zum harten Kern gehörte um Schretzmeier und die anderen, daran kann es keine Zweifel geben. Er kann erzählen, wie sie einen Raum gesucht ha- ben. Erst rückte ein Raum gegenüber dem Daimler-Geburtshaus in den Sucher. Zu

klein. Dann reagierte der Verwalter der Württembergischen Porzellan-Manufaktur auf eine Kleinanzeige, die die jungen Ver- einsgründer in die Zeitung gesetzt hatten. Es kam zu einer Ortsbesichtigung des Kel- lers. „Sieht nicht schlecht aus“, war die ein- hellige Meinung. Beim Namen Manufaktur blieb es dann auch. Früh übt sich. Nicht nur was den Berufs- Fotografen angeht, der heute 72 Jahre alt ist und immer wieder nach Miedelsbach zu- rückkehrt. Denn seine Schwester braucht ihn, er soll für die Spielzeug- und Möbelfa- brik Dusyma die Neuigkeiten fotografieren. Früh auch stieg der jugendliche Schiffler ins Veranstaltergeschäft ein. Noch als Burg-Gymnasiast holte er Folk- und Dixie- bands nach Schorndorf. Mit der Manufak- tur ging es schnell Richtung Rock. Schiffler ist Zeitzeuge. Er hat auf der Isle of Wight The Who erlebt. Die „Times“ brachte vom Woodstock in Europa eine Luftaufnahme. Schiffler hat sich darauf erkannt. Er stand da im weißen Kittel – „das bin ich“. Schiffler hat am Tag nach dem Manu- konzert Black Sabbath nochmals in Szene gesetzt. Das war dann in Schwäbisch Hall beim Club Alpha. Gespielt wurde in der Jo- hanniterhalle, die mal eine Kirche war. Die gotischen Rundbögen und die Band, die sich auf schwarze Magie verstand – es passte, sagt er noch heute. „Ich hab meine alte Ro- lex ausgepackt und eine 500-Watt-Lampe dazugestellt.“ Licht ins Dunkel.

Umtauschtipps für schlimme Weihnachtsgeschenke

VON MATHIAS SCHWARDT



Die Platten des Jahres

Da wünscht man sich zu Weihnachten eine Kaffeemaschine und bekommt ei- nen SUV. Dabei ist man doch gar nicht in der Midlife-Crisis. Was also tun mit die- sem Schwachsinn? Am besten eintauschen gegen eine ordentliche Kaffeemaschine – und für ein paar Platten langt’s auch noch. Hier sind die besten von 2019. Wieder einmal, ich schreibe das Jahr für Jahr, führen Frauen die Liste an. Mit wei- tem Abstand das schönste, brutalste, zärt- lichste, erschreckendste, berührendste Al- bum vorgelegt hat erneut Matana Roberts. Das Cover von „Mem- phis“, dem vierten Teil der Coin-Coin-Reihe, in der sich die afroameri- kanische Saxofonistin mit ihrer Familie, aber vor allem dem Rassismus in den USA beschäftigt, ziert ein Polizeifoto von Roberts’ Großmutter. Welches Verbrechen wird sie schon begangen haben? Sie war schwarz. Die Platte handelt von der wahren Ge- schichte eines Mädchens, deren Fähigkeit, schnell zu rennen, ihr das Leben rettet. Sie flieht vor dem Ku-Klux-Klan in den Wald und erfährt später, dass ihre Mutter er-

mordet worden ist. Das Mädchen als Kind des Windes, das sogar Wettläufe gegen den Vater gewonnen hat, ist das zentrale Motiv der Platte, von Roberts mantraartig wieder- holt. Der erzählerische Text verleiht „Mem- phis“ die Anmutung eines Hörspiels. Die Musik, Roberts hat eine eigene Kom- positionstechnik entwickelt, die viel Impro- visation zulässt, ist eine Montage aus Free Jazz, traditionellen Folksongs und, dank schroffer Gitarren-Einwürfe, Blues. Takt- geber ist diesmal auch eine Maultrommel. Roberts neue Band spielt sensationell, mal chaotisch wild, mal gezüg- elt melodios. Die Süd- staaten als Ort der Schan- de, aber eben auch als Ort des Lebens, sind selten so schlüssig verknüpft worden wie auf Roberts’ Meisterwerk. Zwölf Teile soll „Coin Coin“ insge- samt haben. Gelingen die restlichen acht ebenso wie die ersten vier, wird es eines der großen musikalischen Werke des 21. Jahr- hunderts sein. Wirklich. Vielschichtig ist auch „Grey Area“, die aktuelle LP der Londoner Rapperin Little Simz. Die 25-Jährige mit nigerianischen Wurzeln ist ein Tausendsassa. Nach einer



Weil die Menschen dem Weihnachtsmann so dankbar sind, schenken sie ihm viel zurück. Das meiste ist freilich Mist. Wie diese Bräunungscreme. Gegen den Ärger hilft nur gute Musik. Archivfoto: Baireuther

frühen Karriere als Schauspielerin konzen- triert sie sich nun vorwiegend auf ihre Kar- riere als Musikerin und Produzentin. Ihre Texte sind schnoddrig klug, witzig und – das gehört zum Genre – provokant. Wer schenkt es schon den Testosteron-Groß- künftlern Picasso, Shakespeare und, äh, US-Rapper Jay-Z in einem Aufwasch ein? Little Simz natürlich, und zwar mit einem Grinsen. Musikalisch gesellt sich Hip-Hop zu Soul, Jazz und Pop. Famos. Aus London kommt auch die Formation Vanishing Twin. Deren zweite LP „The Age

of Immunology“ ist hörbar erneut von Broadcast inspiriert, einer der besten und einflussreichsten, aber kommerziell nicht erfolgreichen Bands der Nullerjahre. Aus 60s-Psychedelia, Pop, Postpunk und Breitwandsound wird mit sphärischem Gesang und allerlei Antik-Elektronik und Schlagwerk ein zeitgemäßes Amalgam. Anders als Broadcast ziehen sich die Mit- glieder von Vanishing Twin dazu mitun- ter auch noch lustig an. Solchen Mum- menschanz braucht kein Mensch. Aber die Musik, die ist ausgezeichnet.